

Predigt am 3. Sonntag nach Trinitatis 2009
über Lukas 15, 1-3. 11b-32
Dompredigerin Dr. Petra Zimmermann, Berliner Dom

Gnade sei mit Euch und Frieden von dem, der da ist und der da war und der da kommt.

„Ein Mensch hatte zwei Söhne.“ Der Jüngere von beiden sucht das Weite. Er lässt sich sein Erbe auszahlen und macht sich vom Acker. Und das ganz wörtlich. Er lässt den Acker zurück, den Boden, den Vater, den Bruder, das Haus, die Heimat. Er nimmt sein Erbe und geht.

Schon in diesem Exposé der Geschichte ist alles drin. Das ganze Familiendrama von Ablösung und Geschwisterrivalität, von Autoritätskonflikten und Freiheitssehnsucht. Eine geradezu mythische Aufladung schwingt da mit. Sohn und Vater, Bruder und Bruder, Erbe und Scholle, Heimat und Fremde. Es ist ein Männermythos, und eng verwoben mit der patriarchalen Bilderwelt seiner Zeit. Und dennoch aktuell. Und dennoch durchlässig auch für die Dramen der Töchter und ihrem Wunsch nach Emanzipation und der Suche nach dem eigenen Weg.

Der jüngere Sohn zieht davon. Das Erbe in seinen Taschen. Zieht davon in die Fremde. In das Land ohne Namen. Das ferne Land. Endlich frei sein von den Normen väterlicher Autorität. Endlich nicht mehr nur der jüngere Sohn des Gutsbesitzers sein. Das Gutsherrensöhnchen. Schluss mit diesem ewigen Gemessenwerden an dem Älteren. Wer ist der Tüchtigere? Wem schenken die Eltern mehr Zuneigung? Das alles zurück lassen. Endlich entdecken, wer man wirklich ist. Jenseits der Rollen, der Zuschreibungen und Erwartungshorizonte der anderen. Endlich frei sein.

Diese Freiheit - hohes Gut aller Menschenkinder. Diese Freiheit - Sehnsucht aller Geknechteten dieser Welt, aller Abhängigen und Eingesperrten und auf Rollen, Stand und Tradition Festgelegten. Diese Freiheit - sie ist immer Verheißung und Abgrund zugleich. Denn: ein Leben reißt so leicht. Etwas schlingert, gerät aus der Spur, und schon ist aus dem Freiheitsdrang ein Sturz in die Einsamkeit geworden. Herausgefallen aus allen Bezügen, mit der wachsenden Angst im Kopf, man werde einmal allein und ohne die Hand eines Freundes sein Leben aushauchen.

Zahllos sind die Dramen, die aus missglückter Freiheit entspringen. Zahllos die Geschichten der Niederlagen, in denen die Freiheit ihr Maß nicht mehr findet und in Zerstörung umschlägt. Verlorene Kinder bleiben auf der Strecke. Viele Namenlose, aber auch solche, deren Namen jeder kennt. Michael Jackson, der verlorene Sohn, der mit den Dämonen tanzte und über die Erde fegte, als gäbe es keine Grenzen. Jacko, der sich wie der jüngere Sohn weigerte, die Familiengeschichte weiter zu schreiben und aufbrach, um die ultimative Freiheit zu suchen. Er wollte nicht mehr der Gefangene seiner sozialen Herkunft sein. Sogar seine Hautfarbe wollte er nicht gelten lassen, nicht sein Gesicht, nicht sein Alter und nicht sein Geschlecht. Er wollte die unbegrenzte Freiheit. Ein Leben im Superlativ. „Don't Stop Til You Get Enough“.

Eine zeitlang lief alles ganz gut für den Sohn - in jenem fernen Land. Er fand einen Haufen junger Leute, die dachten wie er. Einige hatten Geld, andere nicht, das war egal. Man teilte alles und feierte viel. Schlug über die Stränge. Kannte keine Grenzen mehr, keine Verbote und kein Maß. Als das Geld ausging, kümmerte sich jeder zuerst um sich selbst. Was mit einem freien Leben begann, mit Genuss in vollen Zügen, gerät bald auf eine abschüssige Bahn. Das Geld verzockt, beginnt ein Abstieg, der elender nicht enden könnte. Der Sohn verdirbt sein Leben in „heillosem Wesen“, wie es wörtlich heißt.

Michael zieht sich zurück. Baut sich einen bizarren Ort in der Wüste Kaliforniens. Die Neverland - Ranch, Nimmerland, das Märchenland, in dem er seinem Ende entgegen geht. Mit einem Verdacht konfrontiert, der sich niemals ganz ausräumen ließ, galt er am Ende als ausgebrannt, erledigt, ruiniert. Er bot ein Bild des Jammers ohnegleichen. Nur noch eine bizarre Hülle, mit dieser angefressenen Nase, als hätten die unersättlichen Fans auf der ganzen Welt an ihm genagt, ihn ausgesogen, wie eine Spinne ihr Opfer aussaugt. In diesem Abgrund des Elends endet der Höhenflug in die Freiheit. Es wird kein Comeback mehr geben.

Der Weg, der als Wanderung in die Freiheit begann, ist an sein Ende gekommen. Dass der verlorene Sohn dies erkennt, leitet die Wende ein. Selbstverständlich ist diese Erkenntnis nicht. Wie oft klammern wir uns an Verhältnisse, die längst unhaltbar geworden sind. An Beziehungen, die uns ins Verderben stürzen, an Einsichten, deren Zeit längst abgelaufen

ist. Wie oft klammern wir uns an Strukturen, die wir als überholt erkannt haben, auch in den Kirchen und den Gemeinden. Wie viel Verdrossenheit und falsches Beharren gibt es, weil gehalten werden soll, was nicht mehr zu halten ist. Wie oft verbunkern wir uns in einem törichten Trotz. Es ist schwer, zuzugeben, dass man am Ende ist. Denn diese Einsicht gleicht einer Kapitulation. Und die ist in einer auf Stärke und Unabhängigkeit und Gelingen versessenen Welt das Schlimmste.

Es heißt von dem Sohn, er sei „in sich gegangen“. 'In sich gehen' heißt doch wohl, nach Innen schauen. Genau schauen, was da eigentlich los ist mit mir. Wirklich hinsehen und die Wahrheit nicht scheuen. Mich nicht selbst täuschen über meine Absichten, meinen Weg und meine Lage. Hinsehen auch dann, wenn es weh tut und die Scham zu brennen beginnt, und es kaum auszuhalten ist, was ich da entdecke.

Was der Sohn wohl gesehen hat? Vielleicht die wahren Motive seines Ausbruchs, die nur zum Teil seiner Freiheitsliebe geschuldet waren. Da war auch die Konkurrenz mit dem älteren Bruder, dem er seine Rolle neidete. Da war dieser Drang nach Selbstverwirklichung, die sich nur auf Kosten anderer durchsetzen ließ. Vielleicht sah er auch, dass er das Erbe, von anderen erarbeitet, vergeudet und verschleudert hat. Da war diese ganze Gier nach Leben, immer mehr Leben, diese Gier, die letztendlich alles verschlang, was einmal Bedeutung für ihn gehabt hatte. Die Gier danach, ganz groß rauszukommen, in jenem fremden Land. Bewundert zu werden, sich im Glanz des Sieges zu sonnen. Die Gier ist der Anfang der Sünde. Die Verfehlung von Weg und Wahrheit seines Lebens.

„Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir. Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen.“ Zweimal steht in dem Gleichnis dieser Satz. Sind wir bereit, ihn zu hören? Oder möchten wir ihn am liebsten überspringen, um sogleich zu diesem Vater zu schwenken, der dem Sohn, kaum hat er ihn am Horizont entdeckt, entgegen läuft. Und das ist ja auch umwerfend. Wie dieser alte Patriarch seine Würde Würde sein lässt und läuft, dass ihm die Kleider um die Beine wehen. Und die Arme sind weit ausbreitet, ganz weit, sodass sich der Sohn in sie hineinwerfen kann, hinein flüchten. Alles ist wieder gut. Du musst gar nichts sagen, du bist wieder da, nichts anderes zählt. Und unvermittelt befinden wir uns in

einem Happy End. Und die Geschichte bekommt eine Süßlichkeit, einen kitschigen, falschen Ton.

Aber so geht das Gleichnis nicht. Da steht dieser Satz, dieses Schuldbekenntnis. „Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir.“ Ohne diesen Satz geht es nicht. Ohne die Einsicht in das Versagen, ohne die Einsicht, dass die Verlorenheit, in die der Sohn geraten ist, etwas mit seiner Schuld zu tun hat, geht es nicht.

Sofort höre ich die Abwehr. Muss das denn sein? Diese Selbstbezeichnung. Dieses verzweifelte Schlagen auf die eigene Brust. „Ich armer elender sündiger Mensch bekenne vor dir alle meine Sünde und Missetat...“ den Älteren von uns ist das alte lutherische Schuldbekenntnis vielleicht noch im Ohr, mit seinem düsteren Ton und der Angst vor Zorn und Strafe und Gericht. Von einer Schuldkultur hatte Alexander Mitscherlich einmal gesprochen, und meinte damit jenen Zusammenhang aus Christentum und Kirche und autoritärer Erziehung, mit dem Menschen klein und ängstlich und manipulierbar gemacht werden sollten. Es gibt eine Missbrauchsgeschichte der Schuld, das ist wahr. Man sollte das nicht vergessen. Vor allem heute nicht, wo im Gegensatz zu allem Individualismus und Traditionsabbruch fundamentalistische Christen wieder das ganze Arsenal an Höllenwerkzeugen hervorholen und damit klappern.

Es gibt aber auch die andere Gefahr - und die heißt: Oberfläche. Verlust jeder Tiefendimension. Verdrängung aller dunklen Seiten in mir. Verdrängung der Scham. Schuld wird dann nur noch außen gesucht. Bei den anderen, den Strukturen, den Verhältnissen. Was uns selbst betrifft, wird allenfalls unter dem Begriff Schuldgefühl abgehandelt, jenes unfruchtbare und beklemmende Rumoren, das einem das Leben vergällen kann und das man mit sich rumschleppt wie den eigenen Schatten. Ein Gefühl, das keinen rechten Anhalt an der Wirklichkeit findet, und dennoch mächtig ist wie ein Dämon, der einem im Nacken sitzt und einen krank machen kann an Körper und Seele.

Das Schuldbekenntnis, das der Sohn ausspricht, hat mit diesen Schuldgefühlen nichts zu tun. Das Schuldbekenntnis ist ein Schritt der Klarheit. Das Ende der Selbsttäuschung. Ein Blick in die Tiefe der eigenen Existenz. Ein Blick auf die Wahrheit des eigenen Wesens. Erst

durch diesen radikalen Blick auf sich selbst wird der Weg zum Vater frei.

Liebe Gemeinde, in jedem unserer Gottesdienste vollziehen wir rituell diesen Schritt. Immer steht zu Beginn ein Schuldbekennntnis. Die Einsicht, dass wir nicht so sind, wie Gott uns gemeint hat. Wir treten vor ihn mit all den Versäumnissen, den ungenutzten Möglichkeiten, den falschen Prioritäten, die wir täglich setzen. Wir treten vor ihn und versuchen uns Klarheit zu verschaffen darüber, wer wir wirklich sind, und wo wir schuldig geworden sind an Gott, an den Schwestern und Brüdern an unserer Seite, auch an uns selbst. In jedem Gottesdienst sprechen wir als seine Kinder: „Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir. Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn, deine Tochter zu heißen.“ Wir legen vor Gott die Karten auf den Tisch und bitten um seine Vergebung, sein Erbarmen. Und wir glauben und gestalten in jedem Gottesdienst die Zusage seiner Gnade neu. Gott hat sich über uns erbarmt. Er nimmt von uns unser Versagen, unsere Schuld. Wie der Vater in dem Gleichnis kommt er uns entgegen, mit ausgebreiteten Armen.

Liebe Gemeinde, wir sind noch nicht am Ende. Da gibt es noch den anderen Sohn. Den, der tagtäglich seine Pflicht getan hat, der zu hause geblieben war, die Arbeit für den Bruder mit erledigt hatte. Er sieht die Freude des Vaters, hört von der Vorbereitung eines Festes, und in ihm steigt die Wut hoch.

Er versteht es nicht, versteht es einfach nicht. Hat er nicht den Hof trotz Erbauszahlung am Leben gehalten? Hat er nicht den Vater versorgt und sich um alles gekümmert. Und nun kommt der Bruder zurück, stinkend und zerlumpt, und natürlich mit leeren Taschen. Und der Alte – rennt ihm entgegen, lässt ein kostbares Gewand holen, Schuhe und Ring, und ein Fest soll es geben. Ein Fest für diesen Taugenichts. Sollen Sie doch feiern. Sollen sie doch – aber ohne mich!

Verstehen Sie ihn, denn älteren Sohn? Ich verstehe ihn. Verstehe sein Verletztsein, seine Empörung, den plötzlichen Hass. Es ist wie ein Ausbruch. Lässt er sich von den Bitten des Vaters umstimmen? „Mein lieber Sohn, was mein ist, das ist auch dein. Du solltest aber fröhlich und guten Mutes sein; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden.“

Es bleibt am Ende offen, ob der Sohn sich versöhnen ließ. Ob er sich einladen ließ. Ob er die Freude empfand, die sein Vater ihm empfahl. Eine Verletzung lässt sich nicht leicht vertreiben und Neid ist ein starkes Gefühl. Vielleicht, so denke ich, ist am Ende er der verlorene Sohn? Welche Wege wird er gehen müssen, bevor er zurück kehren kann. Welche Einsichten müssen in ihm reifen, bevor er an den Tisch tritt, zu dem er geladen ist?

Eines aber sei gewiss, wenn er heimkommt, wird es ein Fest geben. So wie es für uns ein Fest geben wird. Am Ende der Zeit und auch schon jetzt. Wir sind eingeladen. Die Arme des Vaters sind weit geöffnet. Er erwartet uns. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.